

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

10 (12.1.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 2

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 2. Karlsruhe, Samstag den 12. Januar 1907. 27. Jahrgang.

Ueber singende Felsen und Berge.

Von Dr. Landgrebe.

(Nachdruck verboten.)

Es wird bestreudend, ja der Natur der Sache widersprechend erscheinen, wenn man von singenden oder gar von sprechenden Steinen oder Felsen reden wollte. Und dennoch ist etwas Wahres an der Sache! Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß es sich hier nicht um unartikulierte Töne und Laute handelt, sondern nur um einen gewissen einformigen Klang, welchen Steine und Felsen, seien sie nun durch die Kunst bearbeitet oder in ihren natürlichen Verhältnissen geblieben, unter gewissen Bedingungen wahrnehmen lassen.

Unter den durch Kunst bearbeiteten Steinen und Felsen, welche einen Klang von sich geben, nimmt die Memnonssäule in Ägypten die erste Stelle ein. Seit beinahe zwei Jahrtausenden hat sie die Bewunderung aller Ägypter-Neisenden erweckt. Ganz in der Nähe derselben und ihr zur Seite bemerkt man noch eine zweite Säule, welche sich von der ersten durch ihre geringere Größe unterscheidet. Beide Säulen zeichnen sich durch ihre außerordentliche Größe aus, und fallen schon aus der Ferne auf. Ursprünglich hat man sie aus einem einzigen Felsstück ausgehauen. Sie stehen parallel dem Laufe des Nils, das Gesicht des südlichen Kolosses ist sehr entstellt, nur ein Teil des Kopfschmuckes, sowie die Ohren sind erhalten, Brust, Beine und ein Teil des Leibes bieten nichts, als rohe Unebenheiten dar, was aber weniger die Folge absichtlicher Verstümmelungen, als vielmehr Wirkung der Zeit ist.

Der nördliche Koloss, oder die eigentliche Memnonssäule, von welcher hier die Rede sein und welche nur allein als rönend geschildert wird, zeichnet sich vor der südlichen noch ganz besonders dadurch aus, daß die Unterseite des Kolosses mit zahlreichen Inschriften versehen sind, griechischer sowohl als römischer, die mehr oder weniger sich erhalten und den Philologen viel zu schaffen gemacht haben. Die Höhe der Säule von den Füßen bis zum Scheitel ist 16 Meter; das Fußgestell ist 4 Fuß hoch. Die Breite der Schultern mißt 6, die der mittleren Finger 1½ Meter. Annähernd hat man das Gewicht der ganzen Masse auf 26 120 Zentner geschätzt.

Strabon ist der erste Autor, welcher ihrer Erwähnung tut und davon spricht, daß diese Säule Töne von sich gäbe. Von Strabons Zeiten an verbreitete sich ihr Ruhm immer weiter und gelangte zur Zeit der römischen Herrschaft auf den Kulminationspunkt. Tacitus setzt da, wo er von den Wunderwerken Ägyptens spricht, die Memnonssäule in gleichen Rang mit den Pyramiden. Ähnlich sprechen sich Lucian, Apollonius und Spartianus aus. Die Memnonssäule verdundelte zuletzt alle Merkwürdigkeiten von Theben. Strabon beschreibt die beiden Kolosse folgendermaßen: „Der eine derselben ist ganz, der andere aber in der Mitte zerbrochen und sein oberer Teil herabgestürzt, man sagt infolge eines Erdbebens. Man glaubt aber, daß dieser auch einmal an jedem Tage einen Ton von sich gebe, ähnlich demjenigen, als wenn man den untern Teil der Statue, welcher noch auf dem Throne sitzt, einen Schlag mit einem Hammer verlegt. Was mich betrifft,“ so erzählt Strabon weiter, „der ich in Gesellschaft von Aelius die Memnonssäule besuchte, so habe ich in der ersten Stunde (d. h. nach Sonnenaufgang) von einem solchen Ton vernommen. Kam er aus dem Fußgestelle oder aus dem Kolosse selbst, dies vermag ich nicht zu sagen, denn da ich die Ursache davon nicht kenne, so ist es besser, sich jedes andere zu denken, als zuzugeben, diese Steine wären imstande, einen Ton zu erzeugen.“

Aus dieser Beschreibung geht hervor, daß die beiden Kolosse in Strabons Augen so ziemlich dieselbe Bedeutung hatten; über den Ton, welchen der eine bei Sonnenaufgang hören lassen soll, ist er nicht recht mit sich einig.

Wie die Stimme beschaffen sei, welchen Klang sie habe, darüber lauten überhaupt die Angaben sehr abweichend. Manche alten Schriftsteller haben sie auf mehr als poetische Weise geschildert. So rühmt sich z. B. Eutrates, von Memnon mit einem vollständigen Grusse beehrt worden zu sein, fügt jedoch hinzu, daß andere Personen bei ihrem Besuche nur einen undeutlichen Klang vernommen hätten. Noch ärger treibt es Kallistratus, wenn er sagt: „Bald redet Memnon den anbrechenden Tag an, indem er Freude und Erheiterung über die Gegenwart seiner Mutter anzeigt, bald wenn sich der Tag neigt, seufzt er schmerzlich und mitleiderregend, den Sämerg über die Entfernung anzudeuten.“ Besonnenere und vorurteilsfreie Beurtheilung stimmen alle darin überein, daß die Töne des Kolosses unartikuliert gewesen seien. So Pausanias, er verhält sich mit dem Klange der zerfallenen Saite einer Leier oder Zither. In neuerer Zeit sind von Reisenden in verschiedenen Weltgegenden Beobachtungen gemacht worden, denen zufolge gewisse Gesteine und Felsarten, namentlich Granit und Breccien, bei Sonnenaufgang erklingen und einen Ton von sich geben. M. de Moziere und mehrere andere Gelehrte, welche Napoleon auf seinem Zuge nach Ägypten begleiteten, haben öfters des morgens in den Steinbrüchen Syene, woselbst Granit genommen wird, einen wohlklingenden Ton gehört, welchen das ankommende Gestein vernommen ließ. In den Pyrenäen, und zwar in der Nähe von Malabetta (Maudit), ihres höchsten Gipfels, ist im Jahre 1887 von einem englischen Reisenden eine ähnliche

Wahrnehmung gemacht worden. Während er ganz von Bewunderung der ihn umgebenden Gebirgsgegenden erfüllt war und rings umher tiefes Schmeigen herrschte, wurde diese feierliche Stille plötzlich durch einen anhaltenden, klagenden Ton unterbrochen, welcher mit dem einer Aolsharfe oder einer Glocke sich am besten vergleichen ließ. Die auf den benachbarten Höhen sich aufhaltenden Hirten fanden jenen Ton mit dem einer läutenden Glocke so ähnlich, daß sie das Phänomen, „die Frühmesse der Malabetta“ nannten. Unwillkürlich wurde der Reisende an die Memnonssäule erinnert, welche den Ausdruck des Tages ebenfalls durch einen Klang verkündet.

Ein analoges Schallphänomen haben wir vor einem Jahrhundert durch A. v. Humboldt näher kennen gelernt, obgleich die Sache an und für sich schon längst in Lande bekannt und auch für die europäischen Missionäre kein Geheimnis war. Am oberen Laufe des Orinoco und zwar in der Nähe von Carichana werden die Ufer dieses Stromes von zerklüfteten Granitblöcken eingefast, welche beim Aufgang der Sonne einen Ton von sich geben, vergleichbar mit einer Orgel, weshalb diese Felsen, als die Spanier sie zuerst kennen lernten, den Namen: Laxas de Musica erhielten.

Quelle einer ähnlichen Art wurden von Gray am westlichen Ufer der finnischen Galtinsel, etwa drei Stunden von Tor am roten Meere, an einem mächtig hohen Berge vernommen, welchen die Araber Djebel Rafahs d. h. Glockenberg nennen. Dieser mit Sand bedeckte und mit niedrigen Felsen amphitheatralisch umgebene Berg hat seinen Namen von den aus ihm hervorbringenden Tönen erhalten, die nicht wie bei der Memnonssäule nur bei Sonnenaufgang, sondern zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht sich hören lassen. Als Gray diese Stelle zum erstenmale besuchte, vernahm er nach Verlaufe einer Viertelstunde einen leisen, anhaltenden, murrenden Ton, der sich in Absätzen hören ließ und nach fünf Minuten so stark wurde, daß er dem Läuten einer Glocke glich. Den nächsten Tag ging er an dieselbe Stelle zurück und vernahm dasselbe Getöse, nur noch lauter als früher, da der Himmel heiter und die Luft ganz ruhig war, so konnte dieses Getöse nicht von dem Einströmen der ätherischen Luft herrühren, auch waren keine Risse und Spalten zu sehen, durch welche sie hätte eindringen können. Im wesentlichen stimmen die Beobachtungen mit denen von Ward überein, welche derselbe am Djebel Rafahs gemacht hat.

Er vernahm beim Aufstieg einen einer Flöte ähnlichen Ton; plötzlich aber folgten Töne, denen einer großen Orgel vergleichbar und so stark, daß der ganz Stügel zu bebene schien. Er erkannte bald, daß das in Rede stehende Phänomen stets mit irgend einer Bewegung des Sandes in Verbindung stand, denn so wie man beim Gehen den Fuß vom lockeren Boden erhob, so erzeugte der Sand, welcher augenblicklich die zurückgeliebene Vertiefung ausfüllte, Töne wie die oben erwähnten, und welche dann am stärksten wurden, wenn eine große Sandmasse sich bewegte. In dieser gegenseitigen Reibung der scharfkantigen Sandkörner in ihrer Erhebung durch die Strahlen der glühenden Sonne liegt nach Ward die bedingende Ursache des Schallphänomens.

Ungleich schwieriger ist es, sich darüber eine klare Vorstellung zu machen, auf welche Art und Weise der Klang der Memnonssäule entsteht, doch ist auch dies schon mehrfach versucht worden.

M. de Moziere stellt sich die Sache folgendermaßen vor, und die modernen Gelehrten pflichten ihm bei: Jeden Morgen, wenn die aufgehende Sonne die Säule bescheint, trocknet sie die Feuchtigkeit, mit welcher der während der Nacht gefallene Tau sie reichlich bedeckt und der zum Teil auch in die Oberfläche des Gesteins etwas, wenn auch nicht tief eingedrungen war. Diese Wirkung des Sonnenlichts bringt in dem letzteren kleine Spalten und Risse hervor und verlegt das diese Risse begrenzende Gestein in eine gewisse Spannung, infolge welcher die Spalten immer tiefer eindringen. Wäre nun die Masse der Säule vollkommen homogen und aus sehr feinen Partikeln bestehend, so würden die Spalten ohne weitere Erschütterung der Masse immer tiefer in die letztere eindringen; da aber die Säule aus gröberen Quarzförnern und durch reichliche zusammengefügten Bruchstücken besteht, welche eher zerbrechen als sich ledern, so hat man diese letzteren als diejenigen Körper anzusehen, welche allein jener Spannung ausgesetzt sind, derselben zuletzt unterliegen, alsdann auseinanderreißen und bersten, was plötzlich erfolgt, und in dem selben, jedoch etwas elastischen Sandstein eine rapide Vibration hervorruft, wodurch eben der vielfach besprochene Ton der Säule entlockt wird. Durch einen jeden plötzlich erfolgenden Temperaturwechsel wird die Substanz der Säule gelockert und es entstehen kleine Rupturen, sowohl in dem bindenden Teige als auch in der größtenteils aus Quarzossilien bestehenden Steinmasse. Die Entstehung solcher Spalten und Risse wird sehr begünstigt durch die ungleiche Größe, den ungleichen Grad des Zusammenhanges der das Gestein bildenden Teile, sowie durch ihre ausnehmende Sprödigkeit. Jede neuentstehende Spalte oder die Vergrößerung einer schon vorhandenen hervorgerufen durch eine große innere Spannung, hat natürlich eine Reihe von schnell aufeinanderfolgenden und ziemlich starken Schwingungen zur Folge, wodurch eben der Klang der Memnonssäule hervorgehört wird.

Diese und andere Theorien, die man außerdem mit größerem oder geringerem Glücke noch aufgestellt hat, stimmen alle in dem Punkte überein, daß der Ton entstand infolge der Vibration der Masse des Kolosses, während der frühen Morgenstunden. So ist das mythische Rätsel einer

die Geschichte der Menschheit beginnt, die Rede auch schon kultiviert erscheint. Die Kultur der Weibrebe schreitet jeder anderen Kultur voraus, und der Mensch, welcher noch seine Werkzeuge aus gehauenen Kieselsteinen bildete, konnte schon die Rebe anbauen.

Tragfessel und Storch. Im Anfang des 18. Jahrhunderts war der Gebrauch der Tragfessel und Säntzen noch unbekannt. Der Mann, welcher dieses nun auch längst überwundene Transporturrogat zu uns, und zwar zuerst nach Nürnberg brachte, heißt Friedrich Reuter. Er war „Einspänniger und Färber in der Bauernfarbe“. Unter dem ersten Titel darf man sich jedoch keinen Lohnfährer denken, den Namen Einspänniger führte die reisende Nürnberger Stadtgarde. Dieser Friedrich Reuter, welcher in der Eigenschaft eines Dieners einige junge Leute auf Reiten begleitete und auswärts den Gebrauch der Säntzen kennen gelernt hatte, erhielt als industriöser Kopf im Jahre 1718 zuerst durch eine eigene Resolution des erblamen Rates zu Nürnberg das vordem noch unbekannte Recht, Säntzen zu halten. Eine Hand unter der Frauenstrüde, die andere bei St. Lorenz. Das war für den Anfang mehr als genug, denn niemand wollte sich derselben bedienen. Also machte Herr Friedrich Reuter kurzen Prozeß, ging mit dem guten Beispiel voraus und ließ, um die Nützlichkeit dieser Neuerung klar zur Einsicht zu bringen, sich selbst durch die Stadt hin- und hertragen. Das gab aber einen argen Skandal: Die Leute liefen scharenweise mit und nannten es eine Sünde, daß ein Mensch die anderen Gel würde; man warf sogar mit Kot und Steinen nach der Säntze, genau so, wie jetzt in ländlichen Gegenden nach Automobilen. Allgemach muß sich aber doch eine andere Ansicht geltend gemacht haben, denn fünf Jahre darauf, anno 1718, wurde bereits die erste Säntzenordnung gegeben und die Träger unter das Rathaus, dem Finsterhaus gegenüber, verlegt. — Eine weitere seltsame Obiegenheit ermußt den Säntzenführer, daß sie acht geben mußten, wann in jedem Frühjahr der Storch in Nürnberg ankam, welcher auf einem gegenüberliegenden Haus ein Nest hatte. Seit dem Jahre 1784 hatten sie, ohnungslos, welcher Nutzen daraus einst der zukünftigen meteorologischen und naturwissenschaftlichen Wissenschaft erwachsen könnte! — ihre Beobachtungen mittelst Kreide an die Wand gerieben, nur von den Jahren 1771 bis 1777 blieb eine Lücke. Obenan steht P. B. H. dann: Der Storch angekommen:

Anno 1764 den 8. März	Anno 1770 den 12. März
1765 " 16. "	1781 " 12. "
1766 " 16. "	1782 " 12. "
1767 " 16. "	1783 " 10. "
1768 " 16. "	1784 " 25. "
1769 " 8. April	1785 " 13. "
1770 " 8. März	1786 " 20. "
1771 " 28. April	1787 " 10. "
1777 " 28. März	1788 " 26. "
1778 " 17. "	1789 " 11. April
1779 " 12. "	1790 " 8. März

Mit dem Jahre 1790 bricht unser Gewährsmann ab. Ob sich vielleicht anderswo ähnliche Storchennestungen finden?

Das neue Parlament.

Was er erträumt in mehr als dreißig Jahren, Zur Wahrheit wird's dem liberalen Mann; Die Karre, die so lang' im Dreck gefahren, Am Autotempo fuhr sie jetzt voran. Die „Freiheit, die ich meine“, wird geschmettert, Nicht länger leisten wir auf sie Verzicht, In tiefstem Grund und Boden wird gewekert, Der schwarze Freiheitsgegner — Denn diesmal mit der Obrigkeit im Bunde Entleert man in die Urne das Papier; Liberalismus, Geil zu guter Stunde! Jetzt endlich, endlich, endlich siegen wir! Die große Stunde zeigt sich an mit Dröhnen, Der Weltgeist selber ist es, der da spricht Und uns verkünden will mit Donnertönen: „Ja, euch gehört die Zukunft!“

Humoristisches.

Südwest-Expreß. Stationsvorsteher Ballestreim: Das Jüngle — in der Richtung — nach Afrika — fährt mit zwei Monat Verwärtung!

Deutschtum in Polen. Ich wünschte mir alle Jahre solchen Schulstreich! Wir haben die Güren für 20 Pf. Tagelohn die ganzen Zuckerrüben rausgemacht, habe nicht einen einzigen von den verdammt teuren Galiziern gebraucht.

Der verkehrte Kongostaat. Leopold, der Sklavenhändler: Verhalten kann ich sie nicht, dazu frist sie zu viel; kaufen tut sie feiner, dazu sind die Leute zu schlau. — Geliebtes Belgiervolk, bewund're meine Grobmut, ich schenk' sie dir! (Luft. Bl.)

Zeitgemäß. Im Gutladen Verkäufer: — — —, und dann kann ich Ihnen diese Façon bestens empfehlen, denn diese wurde während der letzten Reichstagsession von sehr vielen Abgeordneten getragen. Käufer: Na, ich danke, ich bin soeben auf dem Wege zur Braut- fchau, und ich möchte nicht haben, daß es mir wie den Herren Reichs- tagssabgeordneten erginge.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. & U. C. v. C., Karlsruhe i. D.

kanische Seite hinüber zu leiten. Es hat sich nämlich bereits eine Gesellschaft gebildet, um die Wasserkraft, für welche in Kanada selbst keine Verwendung vorhanden ist, zur Anlage von Elektrizitätswerken zu benutzen, deren Produkt dann nach der amerikanischen Seite geleitet werden sollte. Die Vorlage ist nur auf drei Jahre befristet, weil man in der Zwischenzeit zu einer Vereinbarung mit der kanadischen Regierung betreffs Schonung der Felle zu kommen hofft.

Gesundheitspflege.

Schlechtes Kauesn. Einen scharfen Beobachter muß es mit Entsetzen erfüllen, wenn er, in einem Restaurant sitzend, das Essen der Gäste beobachtet. Da bringen die meisten Herren und Damen die Speisen in den Mund und in demselben Augenblick sind sie auch schon hinuntergeschluckt, ohne daß auch nur eine einzige Kaubewegung gemacht wird. Sie haben eben keine Zeit, sich mit Kauesn zu beschäftigen. War der Bissen zu groß oder zu rauh, so gleicht man dies durch einen Schluck Bier oder Wein schnell nieder aus und so wird das Essen hinuntergeschluckt geschlungen, bis der Magen voll ist. Es wird dem Magen so lange zugelacht, bis er unterliegt und seine Kräfte verliert. Wird schlecht oder gar nicht gekaut, so muß der Magen die Arbeit des Zerkleinerns neben seiner eigenen Verdauungstätigkeit besorgen, und da dies mit der Zeit zu schwer für ihn ist, so erschläft er.

Tausende leiden an Magenstörungen und danken sie nur ihrer Unsitte des schlechten Kauesns. Auf den Speisefleischen müßte man beständig die Worte: „Gut gekaut, halb verdaut“ vor Augen haben.

Allerlei.

Ueber die Heimat des Weinstocks. Der Weinstock entzieht sich überall der Nachforschung nach seinem Ursprung, denn, wo wir ihn finden, ist er schon in der Hand des Menschen von einem Orte nach dem anderen verschleppt und in seiner Natur verändert. Der Cyclope hat den großtaubigen Weinstock, und die S. undschäfer in Kanaan mußten schon die Trauben auf Stielen über die Schultern tragen. Aber wo die eigentliche Heimat der Rebe ist, wußte man in alter und neuer Zeit nicht. Die Verbreitung der bildlichen Geschichte veranlaßte die Ansicht, daß der Weinstock aus dem Orient, aus „dem gelobten Lande“ abstamme, und daß er dann später durch Menschen über die Erde verbreitet worden sei. — Daß er sich hier an einzelnen Orten aus der Pflege der Menschen herausgezogen habe und verwildert sei, so daß die wilden Weinreben, welche an vielen Stellen gefunden werden, von den durch die Menschen gezogenen veredelten abstammen sollen. Diese Ansicht ist noch in der interessantesten Schrift Ferd. Kobns „Ueber den Weinstock und den Wein“ niedergelegt. Es heißt dort: „Wir finden verwilderte Weinreben bereits in den deutschen Wäldern im Rheintal bei Speyer und Straßburg, in besonderer Ueppigkeit im Donautal bei Wien und abwärts bis hinein nach Ungarn, Serbien und der Malachai.“ Kessler schildert uns die Vegetation dieser wilden Rebstöcke in den feuchten Wäldern der Donauinseln, wie sie in Gruppen dem Dickicht entsteigen und mit starken Armen sich in die höchsten Waldkronen aufschwingen, bald umfangreiche Lauben von Stamm zu Stamm wölben, bald über Gesträuch und geschlossene Hecken wandartig abfallend, in weitaufgehenden Feilen sich aufbauen. Als Erklärung dieser Erscheinung wird angeführt, daß Vögel, die sich von den Beeren nährten, die Samen in die Wälder getragen hätten, daß sie dort gefeimt hätten und zu jungen Reben erwachsen wären, die erst schwächlich und schlüchtern wie Winde und Hosen sich den Zweigen des Gebüchses angeschlossen hätten, bis sie mit den Jahren erstarkt und sich zu den Gipfeln erhoben hätten. Wo der Boden ungünstig, das Klima nicht warm genug, da verlieren die verwilderten Reben bald die Ertragsfähigkeit der Kultur; die Trauben seien schwarz, klein, sauer; unter günstigem Himmel jedoch brächten die Reben ebenso süße Früchte, wie die im Weinberge aufgezogenen. Diese Ansichten spärten richtig sein, wenn sie mit den Beobachtungen übereinstimmen. Es war jedoch das eigentliche Sachverhältnis in einer ganz entgegengesetzten Richtung schon im Jahre 1857 ermittelt und mit den unwiderprechlichsten Beweisen unterstützt worden. Der Grund der irrigen Ansicht lag darin, daß man die wilden Reben nicht untersucht hatte. Die Botaniker nahmen die Sache leicht, sie stellten die Species Vitis vinifera auf, ohne dieselbe jemals gesehen zu haben, und hatten dabei nur ein bestimmtes Bild, worunter sie alle gefannten Reben zusammenfaßten. Die wilden Reben wurden von den Botanikern kaum einer Beachtung wert gehalten, und Omelin hat sie zuerst in seine Flora badensis als vitis silvestris aufgenommen; es wurde von allen Späteren einfach nachgeschrieben, und von Reichenbach selbst die Vitis labrusca, die aus America eingeführt ist, als eine in Deutschland einheimische Art genommen. Die erste und auch bis jetzt einzige Befeldung dieses Gegenstandes stammt von Bronner ab, der ihn im Laufe seiner erfolgreichen önologischen Tätigkeit mit der ihm eigenen Schärfe behandelt hat. Bronners Schlussfolgerungen, die bisher nicht bestritten wurden, lauten:

„Unsere Trauben stammen nicht aus dem Orient. Wenn nicht einmal die Reben des Donautales im Rheintal gedeihen, wie sollten die Trauben vom Euphrat und Jordan bei uns fortkommen können. Jede erste Traube mußte jedesmal denselben Verlauf des Verkümmerns durchmachen, ehe sie sich an das Klima gewöhnen konnte, und so kommen wir, mit wenigen Ausnahmen, zu dem Resultat, daß die üblichen Traubenorten jedes Landes nur aus den wilden Reben desselben Landes oder eines gleichen oder ähnlichen abstammen können. Demnach kann es auch keine einzelne Species Vitis vinifera geben, sondern fast so viele, als Rebenorten in den verschiedenen Ländern vorkommen. Von welcher Sorte unsere deutschen Reben, die jetzigen Sorten Riesling, Traminer, Ortlieb, Spilbaner abstammen, ist unmöglich zu ermitteln; denkbar, daß diese Urpezies gar nicht mehr existieren. Aber das bleibt sehr wunderbar, daß überall, wo

Sprechenden Statue naturwissenschaftlich gelöst worden. Immerhin bleibt es eines der schönsten bekannten Naturerscheinungen der Welt.

Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien.
Von Karl Böttcher (Wiesbaden).
(Nachdr. verb.)
IX. Eine südafrikanische Anekdote.

Kapstadt, den . . .
Lumpenkerle — nein, parlamentarischer ausgebrüht — gesellschaftliches Strandgut gibt es in der ganzen Welt, auch in Kapstadt.
In einer Seitengasse der Alderley-Street, der Friedrichstraße der südafrikanischen Metropole, versammeln sich alltäglich in einer Anekdote fröhliche Tugende solch edler Seelen. . . Fröhlich vorwärts! Dieses fruchtbarere Terrain zu einer sozialen Studie darf ich mir nicht entgehen lassen.

Beim Eintreten in das kapweindunstige Klima des Vokals bin ich für den Augenblick überläßt; das Halbunkel, der Tabakqualm, aus welchem sich die verschiedensten Gestalten lösen, herumstehend, herumsehend, herumhockend am Büfett, bilden zur lichtvollen Straße draußen einen grellen Gegenlag.

Allmählich finde ich mich zurecht unter diesen Brüdern. Wenn man sie länger beobachtet — angesehen, angerochen hat man ihnen ihre ganze Vergangenheit.

Da sind jugendliche Gesichter, welche die afrikanische Sonne austrocknete und denen sie frühzeitiges Greisenalter anprägte; da sind Leute mit schmerzlicher Glatz in den Augen, einer Hölle von Leichstimm im Herzen und zerrissenen Siefeln an den Füßen — Leute, welchen Zweck und Ziel ihres Lebens in den Einsamkeiten der Karoo abhandeln gekommen und die nun ein flottes Lumpentum improvisieren; da sind Leute in schäbiger Eleganz, denen man anmerkt, daß sie seit langem nicht drei Tage hintereinander Geld in der Tasche hatten.

Schäbt man all' diese Menschen auf ihren Verab — fortgejagte Konfusionschreiber, berunglückte Kaufleute, ausgelebte Löwenjäger, ermüdete Weltbummler, reduzierte Existenzen jeder Art.

Die sonnenübergluteten Nebengänge des Tafelberges, diese Heimat der schweren Weine — sie macht sich gar ausdringlich in der Spielrunde bemerkbar. Man trinkt und trinkt und — wie! . . . Manche führen den purpurn schimmernden Götterwein mit weishevollen Rathos zum Munde und schneiden dann nach dem Fenster hin ein feierliches Gesicht; manche salzieren ihn schluchweise, bedächtig, vorsichtig, weil sie wissen, er verbleibt sich aufs Entgleisen, ja aufs Ueberhaufenwerfen; manche gießen ihn gedankenlos hinab, ganz gleichgültig gegen die Folgen. Nur wenige pflegen die edle sonnige Heiterkeit genußreichen Trinkens, während ringsum schwere Zigaretten qualmen, rüchichtslose Lippen herumspucken, alle Stimmen durcheinander freischen.

Ja, Afrika ist der Erdteil der ausgetrockneten Rehlen, wo der Durst erblüht in taubenfälliger Pracht. Aber warum auch nicht, wenn Tropenhitze und Wüste zusammen arbeiten!

Sinter dem breiten, eichengeschnitzten Büfett, vor einem kristallinen Aufbau funkelnder Gläser, weitaugiger Flaschen, deren Inhalt in allen Farben erstrahlt, kokettieren zwei dralle, blondköpfige Schönfräulein. Sie, die wissen mit ihrem Lächeln, begleitet von züchtigen Augenaufschlag, gut zu wirtschaften! Nicht jedem wird dieser zärtliche Blinder zuteil, während dieses Vorters aus blankgeputzten Krabben in die Vokale schäumt, Kapwein oder grellfarbiger Riför in die Gläser gurzelt.

Von den Wänden glocken mit einer gewissen Wichtigkeit neben bunten Plakaten einige gelangweilte Bilder herab — eine schätzbare Sammlung von allerhand Unglücksfällen: Schiffbrüche, Löwen, welche einen Kaffern verzehren, Zusammenstoß zweier Lokomotiven und dergleichen hochdramatische Situationen.

In einem Nebenraum hault die „bessere Gesellschaft“.

Da sesselt sich ein Tisch an welchem verweterte Seeleute sitzen — der alte Kapitän eines holländischen Segelschiffes mit mehreren Auserwählten seiner Leute. Ich lausche ihrer fröhlichen Unterhaltung. . .

„Neben, was für Wetter?“
„Südoft kommt anrumort.“

„Wir'ds wieder morgen, nach Australien zu, eine Teufelsfuhr. Weißt du noch, damals, wie wir nachts im Sturm mit unserem Segelkasten uns Kap Horn herumgondelten? Da brauchen wir gar keine Laterne; aber die Nase unseres Kapitäns leuchtete, daß wir „Roter“ dabei spielen konnten.“

„Schafskopf!“ erwidert der alte, joviale Kapitän, der sich bereits einer kleinen Mause zugezogen, „ich werde dir gleich anstatt mit meiner Nase mit meiner Patisschhand in die Nase leuchten!“ Und herzliches Lachen erschallt aus der fidelem Munde.

Am Nachbarisch kennegeißert man südafrikanische Politik. . .

Ein vornübergebeugter, stiernäsiges Vummier, die Ellbogen auf die Marmorbogen gelehrt, entwidelt mit von Whisky feiergebrannter Stimme, aber in flammender Begeisterung, seine Weisheit:

„Ewig dauert's nicht mehr, dann haben die Engländer in Afrika alles zusammengeamst — jawohl! Trotz bieten können wir allen Nationen der Erde!“

„Aber Deutschland?“

„Am, deutsche Politik in Afrika. Eritens hat's für die Leute keinen Zweck, zweitens warum auch, und drittens geht somas manchmal schief!“

Daneben sind einige von solch hochstuhendem Politikern angeleert.

Sie führen eine gleich breite Unterhaltung über jene Kulturmethoden, welche am erfolgreichsten bei Negern angewendet sind.

„Diese schwarze Garde“ — so lautet das Endresultat — „ist von den Europäern nur gründlich und zuverlässig zu dirigieren, wenn ausreichend Branntwein in Anwendung kommt.“

„Wie so?“

„Man lode sie mit Branntwein, man entziehe ihnen den Branntwein, man belohne sie mit Branntwein, und man wird Wunderdinge großartiger Erfolge erleben. Jede andere Methode — Unsinn!“

Am tollsten geht es her am großen Eckstisch. Da thront eine Sippe robuster Löwenjäger, deren Unterhaltung aus rauhfingernen Reden die Ohren der ganzen Umgebung spigen macht. Bald ist es ein weinfeuchter Herzensaustausch, bald ein Aufzählen haarsträubender, von rofiger Phantastie verklärter Abenteuer, bald dröhnendes Gerbebefehlmandieren neuer Getränke. Kapwein und Whisky haben an diesem Tisch ausgedient; Champagner übernimmt das Regiment. Der Gang und Drang zum Trinken feiert durchschlagende Erfolge, und das in Sidafrika so leicht verdiente Geld sitzt locker in der Tasche. So sammelt sich eine leere goldköpfige Flasche zur andern. . .

Nach und nach wird der Geist dieser Gefellen ermüdet, unnebelt. Mäßig, als wieder eine neue Flasche aufblüht, erleuchtet Thomson ein großartiger Gedanke. . .

„Herr Wirt! Gel!“

„Was gibst?“

„Wieviel kostet ein Bursch?“

Seine Hand deutet nach der neuen Champagnerflasche.

„Sie meinen mit der vollen Flasche ins Büfett?“

„Was Sie für ein kluger Junge sind!“

„Kostet drei Pfund.“ (60 Mark.)

Drei blanke Goldstücke rollen auf den Marmortisch.

Thomson erhebt sich, langt nach der Flasche und balanciert einige Schritte vorwärts. Ihm gegenüber erstrahlt das Flaschendeckelament, ein kristallener, funkelnder, gläsernder, glänzender Horizont, träumend in süßer Ruhe.

„Achtung! Platz da!“

Alles starrt nach Thomson und seiner Flasche, die er kräftig auf und nieder schwingt.

„Nos!“

Sie fliegt, faust, pfeift — frach und pardauk! — flirrende Flaschen-trümmer und Glascherben vermischen sich mit der aufspritzenden, mufierenden, schäumenden Flüssigkeit, und die Salbe eines schmerzhaften Ladens wickelt dieser Geldentat dröhnendes Bravo.

Mäßig etwas Unerhörtes. Ich vernehme einen ganz unmusikalischen Schalleffekt — einen Klang, der sich wie der verunglückte Anfang zu einem Theaterapplaus anhört, ein Geräusch, das direkt aus Ohrfeigenhafter erinnert. Alle Wetter, ist es auch! Als ich mich umwende, gleich gehts noch einmal „Klatsch, Klatsch“, und ich sehe, daß die weingelöteten, aufgebunselten, stoppelbärtigen Wangen Mister Thomsons die Streichböden sind. . .

„Da die Quittung für die Werberei!“ schreit der Angreifer den verflungenen Ohrfeigen nach.

„Was?“ . . . „Wie?“ . . . „Warum?“ brüllt es durcheinander.

„Der Kerl zerhaut die Flaschen meines Bruders!“ freischt der Angreifer.

„Er hat ihn dafür bezahlt!“

„Ich weiß nichts davon!“

Steinachtig, ruhig wie ein Kapitän, welcher im Sturm von der Kommandobrücke auf die anstürmenden Wogen blickt, steht der vierstrichtige Thomson in der Menge. Dann — mit ausgebreiteten fleischigen Fingern der beiden Hände ein haltiger Griff — sie heben den strapelnden Ohrfeigenheld mit einem Ruck vom Boden. Jetzt ein Augenblick, während dessen die freischwebende Last in den kräftigen Fäusten des Löwenjägers zerfällt und — wupp! fliegt der arme Teufel über das Büfett der Champagnerflasche nach.

Unter der ganzen kristallinen Pracht jähres Erichreden. Krachend springen alle Flaschen von den Regalen und splittern zu Boden. Glascherben und Whisky und Kapwein und buntpfarbige Riföre vermischen sich zu einem phantastischen, derb realistischen Stillleben, während Alkoholgeruch aufsunstet. . .

Gut, daß plötzlich die Aufmerksamkeit abgelenkt wird. Trommelwirbel und Orchestermusik erschallen aus der Ferne, jetzt in unsere Gasse einbiegend. Die Heilsarmee zieht heran.

Vor der Tür der Anekdote wird ein Harmonium aufgestellt; eine blinde Dame nimmt daran Platz, und im Chorgesang klingt es hinein unter die wildärmenden Feder:

„Aus Sündenpfuhl und Rasterhöhlen
Führ du, o Heiland, mich heraus!“ . . .

Ich habe genug von der Enge und Schwüle und dem wolkigen Dunst. Ich trete ins Freie.

Sinaus geht der Blick ins Weite, den Linien der gewaltigen blauen Felshöhen folgend, welche die tiefe Nacht umsäumen, während gleich Goldgeschmeide die von der sinkenden Sonne überglüheten Wasser erglänzen.

Die meistgelesenen Bücher des Jahres 1906.

Das literarische Echo (herausgegeben von Dr. Josef Ettlinger) veröffentlicht in seinem ersten Januarheft wieder das Ergebnis seiner alljährlichen Kundfrage über diejenigen Bücher, die sich die Herzen des deutschen Lesepublikums am nachhaltigsten erobert haben. Von 144 Ver-

bibliotheken erhielt die Redaktion über die am meisten verlangten belletristischen Werke des abgelaufenen Jahres (1. Oktober 1905 bis 1. Oktober 1906, also mit Ausschluß der in den letzten Monaten erscheinenden Novitäten) Tabellen, auf denen als meistgelesene Bücher die folgenden angeführt werden:

Frenssen: „Gilligensei“	121 mal
Viebig: „Einer Mutter Sohn“	88 „
Böhme: „Tagebuch einer Verlorenen“	83 „
Herzog: „Die Wistottens“	69 „
Heer: „Der Wetterwart“	43 „
Stilgebauer: „Geh Kraft!“	38 „
Seeftern: „1906“	36 „
Dmpfeda: „Sergeloid“	32 „

Als meistgelesene Dichter ergaben die Tabellen in nahezu derselben Reihenfolge:

G. Frenssen	128 mal
C. Viebig	91 „
M. Böhme	84 „
R. Herzog	71 „
F. C. Heer	48 „
G. v. Dmpfeda	46 „
C. Stilgebauer	38 „
„Seeftern“ (Dr. F. Grantoff)	36 „

Von den oben angeführten Büchern waren die von Stilgebauer und Böhme schon in der vorjährigen Statistik enthalten, und zwar an der ersten und zweiten Stelle. Die übrigen Werke kommen zum erstenmal vor, auffallenderweise jetzt erst auch der Roman von F. C. Heer, der schon Ende 1905 an der 10. Auflage hielt (heute 19. Auflage). Von den andern hier zum erstenmal vorkommenden Büchern haben die noch im Jahre 1905 erschienenen von Frenssen und Grantoff („Seeftern“) das 100. Tausend überschritten, Alara Viebigs Roman hielt beim Abschluß dieser Statistik an der 18., berjenige Rudolf Herzogs an der 16. Auflage, und v. Dmpfedas „Sergeloid“ liegt die 11. Auflage vor. Das literarische Echo stellt dann noch diejenigen Bücher zusammen, die nächst den obengenannten die meisten Stimmengahlen auf sich vereinigen:

F. R. zur Negebe, „Rodeste“ (26)
Heyting, „Der Tag Anderer“ (16)
Ernst, „Ammus Semper“ (15)
Lauß, „Trau Meir“ (15)
Preßler, „Von Leuten, die ich lieb gewann“ (15)
Doyle, „Sherlock Holmes“ (14)
Ganghofer, „Der Mann im Salz“ (14)
Wibbenbruch, „Das schwarze Holz“ (14)
Hesse, „Unterm Rad“ (13)
Lobote, „Gilde Vangerom“ (12)
Engel, „Hann Klüh“ (11).

Von den Erfolgbüchern der letzten Jahre kehrte „Jörn Uhl“ noch 9mal, „Buddenbrooks“ nur noch 4mal wieder. Den ziemlich stark „langzierten“ Roman „Im Lande der Jugend“ von Traugott Tamn, der kürzlich am Bauerfeldpreis beteiligt wurde, nannte keine einzige Leihbibliothek, ebensowenig seinen Handel-Mazzetti „Jesse-Maria“ (3) und F. W. van Deltrens Schulroman „Christus, nicht Jesus“ (2) das Interesse der Leihbibliothekler erregt zu haben. Beyerlein wurde nur 4mal mit „Sena oder Sedan“, 1mal mit „Similde Hegewalt“ verzeichnet. Von solchen Romanen, die die literarische Kritik gemeist als wertvoll bezeichnet hatte, brachte es beispielsweise Adam Korrillos „Michael Gely“ nur auf eine Erwähnung, desgleichen seine „Mühle von Suterloh“, der „Kochendofner“ von Ludwig Finsch auf 4, Hegelers „Bietro, der Korjar“ auf 4, Ernst Jabns „Clari-Marie“ auf 4, Max Geißlers „Moordorf“ auf 2, Anjelma Sines „Mitter“ auf 2, Paul Kellers „Waldbwinter“ auf 2, Specks „Zwei Seelen“ auf 1, Thomas „Andreas Wösi“ auf 2.

Unkonventionelle Gedanken über junge Mädchen.

In der Monatschrift Polis (herausgegeben von Dr. Johannes Widmer in Zürich) veröffentlicht U. W. Zürcher einen Beitrag zur Welterforschung der Mädchen, in dem er unter anderem schreibt: „Welch erfreulicher Anblick ist so eine junge, blühende, lebensfrohe Mädchenschar! Wen von denjenigen, die wissen, wie wichtig, wie unentbehrlich die Hilfe der Frauen im Kampf für die Befreiung und für die Herrschaft der Seele ist, tauchten dabei nicht allerlei unkonventionelle Gedanken auf? Wenn man nur in dies frische Gedreih ungehindert lebensfähige, lebenspendende Zukunftsideen pflanzen könnte! Wenn man nur so starke, gute, aufrichtige Gedanken und so garte, anmutige, schöne Gedanken austreten könnte, daß keine alltäglichen berechnenden Schleichigkeiten sie mehr wegzudrängen vermöchten! Wenn man nur die Macht der Gewohnheit und Ueberlieferung brechen könnte! Wenn man nur die Mädchen dazu brächte, das übliche Gesellschaftsideal, das Ballköniginideal, das Damenideal mit einem fröhlichen Anix dem Museum zu übergeben! Wenn nur rechtzeitig alle d'ran denken würden, sich eine Lebensaufgabe zu stellen, um nie der verzweifeltten Oede eines unbeschäftigten nutzlosen Daseins anheimzufallen!“

Wenn nur diese Jugend nie dazu kommen würde, die „Liebe“ als Lebnmittel zur Ehe und die Ehe als ökonomische Versorgungsanstalt, als bequemes Brutatparat zu betrachten! Wenn nur ein so hoher Begriff von Würde die Art geltend machen könnte, daß sich alle schämen würden, sich je als eine Art Ware, ein Gebrauchsgegenstand, als Sklavin der sie-

dingungslosen Autorität irgend eines männlichen Tyrannen auszuliefern und das dann Ehe zu nennen! Wenn nur Eltern, Pfarrer, Lehrer, Patrioten, alle „Erfahrenen“ und alle Tanten nicht so vieles verpflügen würden!

Die Mädchen haben es doch sicher schwer, ihre frische Jugendseele zu bewahren. Sucht man nicht ganz systematisch alle aufwachsenden, süßen, fetten Gedanken als unweiblich zu unterdrücken? Werden nicht von allen Seiten die besten Regungen väterlich bewacht, so daß sie selber irre daran werden? Gibt man sich nicht schon früh alle Mühe, ihre Bildung nur soweit zu kultivieren, daß sie auf dem Soirée dansante- und Fezefirfelniveau stehen bleiben? D. h. man gestattet gern das Studium von Klavier, Kunstgeschichte, Belletristik, Englisch und Französisch, weil das ungefährlche Sachen sind und man damit in der guten Gesellschaft die Zeit aufteilt und nicht in Versuchung kommt, eventuell diese selbe gute Gesellschaft einmal als Studium zu wählen. Aber wirkliches Wissen vom Werden der Natur, vom Werden der Menschen, der menschlichen Seele und der menschlichen Zustände wird noch heute von wenigen Eltern gern gesehen. Das könnte ja den ganzen geheiligten westeuropäischen Konventionalismus in Frage stellen, überhaupt ungemüthliche Folgen haben. Da ist's doch viel gescheiter, man schickt die Mädchen ins Tanzfränzchen, auf den Ball, ins Konzert und auf den Tennisplatz. Hier verkehren ja auch die betrautfähigen, die wirklich netten Herren, und die sorgen dann übererits dafür, daß die korrekte Lebensanschauung vollends ausgebildet wird. . .

Diese sind es auch, die in tändelndem Tanzschritt an alle Damen heranwedeln und nicht genug betonen können, wie gerade der Mangel an Vernunft, Konsequenz und Logik die Weiber so entzündend mache. Das eben sei das Ewigweibliche, dies mystisch Unberechenbare, dies Farbenvolle, diese heimliche Unzuverlässigkeit, diese Mischung von Kind und Satan. Nun ja, wir wissen, wie das zu verstehen ist. Aber die Fräulein glauben es, lassen sich in diesen Kreis hinein und wollen drin glänzen und merken es erst zu spät, daß ihnen so ihre früheren süchtigen, schönen Mädchenträume langsam abhandeln kommen. Ist es doch natürlich, daß man in diesem Alter gefallen möchte.

Und gemeinsame Arbeit im wesentlichen ist ja an den meisten Orten noch verpönt. So durchleben sie die Entwicklungsstufe, wo ihr Weltbild durch Kommis, windbeutelige Literaten, Leutnants und Couleurstudenten gebildet wird. Und dann heiraten sie: einige treffen es glücklich; andere sind bald zufriedene, sie waren nie anbruchsoll; die Mehrzahl aber ist enttäuscht und ihre Seele beginnt zu keuzen, aber bald verstummt sie, denn die Korrektheit darf nicht seuzen, sondern muß lächeln, freundlich lächeln: Die Dame ist fertig — und die hässliche Mauer auch, und die „Gesellschaft“ hat wieder neue Stützen erhalten.

Aus allen Gebieten.

Astronomisches.

Eine Sonnenfinsternis findet in den Vormittagsstunden des 14. Januar statt. Sie beginnt um 4 Uhr 53 Minuten morgens im Westen von Konit am persischen Golf, erstreckt sich über Aegypten, das östliche Europa und fast ganz Asien und endet um 9 Uhr 18 Minuten vormittags in der Nähe von Kap Sino Saki an der Nordküste Japans. Die totale Verfinsternung wird hauptsächlich in Mittelalten zu sehen sein.

In der heutigen Zeit, wo die Photographie und die elektrische Messtechnik so enorme Fortschritte aufzuweisen haben, hat eine Sonnenfinsternis eine viel viel größere Bedeutung als früher. Gerade die Fortschritte in der Beobachtungsfunktion haben das Bedürfnis nach weiteren mit verbolkommenen Instrumenten und Methoden vorzunehmenden Untersuchungen wachgerufen und den Wunsch nach besserer wissenschaftlicher Erkenntnis genährt. Man schent deshalb auch keine Kosten, um Expeditionen auszuführen, um der Sonne gerade in den paar Minuten, während der sie uns sich ihres Anblickes abzulauschen — eine eigenartige Methode der Erforschung! — Außer einigen französischen und russischen Expeditionen ist namentlich wieder von der Hamburger Sternwarte, der es schon 1905 in Souf-Abrahs (Algier) so glänzend gelungen war, bei der damaligen Sonnenfinsternis ihr Beobachtungsprogramm durchzuführen, eine Expedition nach Samarqand in Turkestan ausgesandt worden. Dort wird die totale Finsternis 2 Minuten dauern. Die Expedition hofft auf wertvolle Ergebnisse bei der Beobachtung der Sonnenkorona, besonders in Verbindung mit den noch nicht abgeschlossenen Bearbeitungen des 1905er Beobachtungsmaterials. Wir werden über die Ergebnisse im Zusammenhang berichten.

In den Nachmittagsstunden des 29. Januar findet auch die erste Mondfinsternis dieses Jahres statt. Sie dauert von 1 Uhr 6 Min. bis 4 Uhr 10 Min. Ihre Sichtbarkeit erstreckt sich über Nordamerika, den großen Ocean, Australien, Asien, den indischen Ocean und das östliche Europa.

Erdfunde.

Ueber die Zerkörung der Niagarafälle enthält die Amerika-Zeitung die folgende interessante Mitteilung. Nachdem die Gesekebung des Staates Newyork alle gegen die durch Verwendung der Wasserkraft für Kraft- und elektrochemische Zwecke bewirkte Trockenlegung der Niagarafälle eingelegten Proteste unbeachtet gelassen hat, hat der Konarek in Washington ihre Rettung in die Hand genommen. Durch eine Vorlage, welche von der zuständigen Kommission bereits zur Annahme empfohlen worden ist, wird verboten, dem Niagara auf die Dauer von drei Jahren weiteres Wasser ohne besondere Erlaubnis des Staatssekretärs zu entnehmen. Ferner ist es unterlagt, um eine Ablenkung des Wassers auf der kanadischen Seite zu verhüten, elektrische Kraft von dort auf die ameri-